



Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

e. Anknüpfungen an die Psychophysik nach Fechner und Wundt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

Liebe und Hass (also Wille) führen zu gehäuften Synonymen und Vergleichungen, einer Doppelung höherer Art. Wie die Katze das Mausen nicht lässt, so die Sprache nicht die alte Neigung, durch Häufung des Ausdrucks nachdrücklich zu werden. Da das erlaubt ist, was gefällt (oder wäre es nicht so?), so braucht man Worte, die, genauer besehen, nicht schön sind. Im Russischen (höre ich) gibt es sehr anstössige Flüche, die aber in der anständigsten Gesellschaft gebraucht werden, da man sich des Sinnes der Worte nicht mehr bewusst ist. Finden wir es immer unpassend, wenn Jemand versichert, ihm sei sauwohl? d. h. doch so kannibalisch wohl, wie einer Sau, die sich mit Behagen auf dem Misthaufen wälzt und dabei scheusslich grunzt.

Da nun hier von Gefühlswerten und deren Veränderung gehandelt wurde und vom Haushalt des geistigen Lebens, so liegt es nahe, eine Anknüpfung an diejenigen Untersuchungen anzustreben, welchen als ein neben anderen Zielen psychologischer Forschung zu erreichendes Ziel die Messung seelischer Vorgänge gilt. Wir haben also bei diesem Versuch der Anknüpfung uns zu vergegenwärtigen, was von der Psychophysik hier psychologisch verwertbar erscheint. Da nun jeder Schreibende schliesslich auf Leser rechnet, so ist es erforderlich, für die etwaigen philologischen Leser einige Vorbemerkungen zu machen. Wir benutzen dazu die Belehrungen Fechners, des verehrten Meisters, welcher die Psychophysik ausführlich begründet und sein System dauernd gegen abweichende Ansichten mit glänzendem Scharfsinn verteidigt hat. Daran schliesst sich die Fassung Wundts.

Fechner¹⁾ also nennt Psychophysik die Kenntnis der Gesetze, nach denen Leib und Seele zusammenhängen. Nichts

1) Elemente der Psychophysik, 2 Bände, 1860. In Sachen der Psychophysik 1877. Revision der Hauptpunkte der Ps. 1882. Über die psychischen Massprincipien und das Webersche Gesetz in Wundts Philos. Studien IV p. 161—230. 1887. F. ist uns nun entrissen! † 18. XI. 87.

im Geiste kann bestehen, entstehen, gehen, ohne dass etwas im Körper mit besteht, entsteht, geht, was seine Wirkungen und Folgen in den Umkreis und die Zukunft der Körperwelt hinein erstreckt. Alles Geistige hat seinen Träger oder Ausdruck in etwas Körperlichem und dadurch seine weiteren Wirkungen und Folgen im Körperlichen. Das Geistige aber hat den Charakter relativer Einheit oder Einfachheit gegen das Körperliche, was als dessen Ausdruck anzusehen ist; sofern nicht nur jede Bewusstseinseinheit wesentlich von einem ganzen Zusammenhang und Auseinanderfluss des Körperlichen, sondern auch jede einheitliche Bewusstseinsbestimmung, die einfachste Empfindung sogar, an solchen unmittelbar gebunden ist, und umgekehrt die körperliche Zusammenstellung und Auseinanderfolge, die sich mit einer Bewusstseinseinheit verknüpft, nicht ohne solche bestehen kann (Über die Seelenfrage, 1861, S. 211, 212; vgl. Steinthal, Allgem. Ethik p. 316 f.).

Leib und Seele sind also nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen desselben Wesens, wie denn alles Sinnliche nur Erscheinung des Unsinnlichen ist. Hält man nun das Substrat aller Erscheinungen für etwas Unsinnliches und den Geist des Menschen für einen „Teil“ des realen Unsinnlichen, so liegt es nahe, dass nicht bloss der Mensch, sondern die ganze Welt über den Menschen hinaus, aber mit Einschluss des Menschen, ein psychophysisches System ist, welches vielleicht ein allgemeineres Bewusstsein als das menschliche, aber mit Einschluss des menschlichen, trägt, das ihm bloss ebenso als eine Besonderheit ein- und untergeordnet ist, wie dies nach materieller Seite von dem Körper des Menschen bezüglich des allgemeinen Systems körperlicher Dinge gilt und nach geistiger Seite von Einzelheiten in unsrem eigenen Geiste bezüglich unsres ganzen Geistes gilt (Fechner, Revision p. 257 f.)

Dies hat mancher Philosoph, dünkt mich, bereits auf seine eigene Weise gesagt, womit dem Gedanken der *consensus auctorum* (wenn auch nicht *gentium*) zugeführt wird. Hegel lässt

die Idee sich entwickeln, unser Denken ist in ihrem Dienst. Fichte sagt: „ein andres Denken denkt in dem meinigen.“ Dabei verschwindet naturgemäss die Bedeutung des Individuums, insofern dies, wie ein geistiges Atom, zwar Bedingung des Weltprocesses ist, aber in völliger Abhängigkeit von der Gesammtheit erscheint. Daher denn auch Fichte (Sämmtl. Werke XI, 88) meint, dass es in der Tat gar keine Individuen gibt, sondern dass diese bloss die aus dem formalen Gesetz der Sicherscheinung folgenden Formen derselben sind. Je ein dringlicher das Diesseits metaphysisch gedeutet wird, desto mehr sinkt die selbständige Bedeutung der irdischen, menschlichen Leistungen, indem die Menschen vielmehr mit allen ihren Arbeiten wie Form und Schein des Weltprocesses sich ausnehmen, der sich ihrer als eines Mechanismus bedient, um sich durchzusetzen.

Hängen wir nun auch in woltbegründeter Bescheidung nicht dem Traume nach, die Psychophysik in Formeln über den Menschen hinaus auf die Gesammtheit der Welt auszudehnen, so ist es doch folgerichtig, die grundsätzliche Überzeugung davon fest zu halten, dass allem Physischen ein Nicht-Physisches entspricht und dass der Mensch nur eine species dieses zweiseitigen genus ist. Zu dieser bezeichneten Beschränkung der psychophysischen Betrachtung glaubt man aber eine zweite hinzufügen zu müssen, welche uns auch bei der Betrachtung rein menschlicher Vorgänge vor Phantasmen bewahren soll. Eine beschränkte Tragweite der Psychophysik wird zugelassen, obgleich ihr das Leben durch den Kampf ganz entgegengesetzter Ansichten noch recht sauer gemacht wird; aber bestimmte, gesetzliche Abhängigkeits-Verhältnisse zwischen Leib und Seele sollen tatsächlich nur im sinnlichen Gebiete nachweisbar sein (s. Fechner, Revision p. 2 f. 252 f.). Einfache Licht-, Schall- und Druck-Empfindungen lassen sich messen und psychophysisch repräsentieren d. h. durch mathematische Formel darstellen, aber für das höhere geistige Gebiet sei dies unmögl-

lich. Wir können hier nicht die Änderung des Physischen nachweisen, welche der Änderung des Psychischen gesetzmässig entspricht. Das höhere Geistige, sagt man, wird keinen solchen physischen Träger haben und brauchen; braucht der Geist selbst in seinen höchsten Funktionen noch das Gehirn und seine Apparate, so ist damit noch nicht bewiesen, dass er in allen seinen Bestimmungen und Tätigkeiten an gesetzlich zugehörige körperliche gebunden ist (vgl. Revis. p. 11).

Dagegen ist jedoch zu sagen, dass die Unterordnung eines psychischen Aktes unter allgemeine Gesichtspunkte und Gesetze logisch nicht ausgeschlossen werden kann, ob auch dieser Akt höher und komplizierter erscheint als ein anderer, wenn dies auch noch nicht sowol durch Rechnung darstellbar als vielmehr nur grundsätzlich gefordert ist.

Dazu kommt ein Beispiel eines augenfälligen Zusammenhangs zwischen niederen und höheren geistigen Tatsachen aus der Musik. Fechner (Revision p. 4 f.) drückt es so aus. Die Empfindungen der Melodie und Harmonie sind höhere geistige Phänomene als die einfachen sinnlichen Tonempfindungen, aus denen sie erstehen. Die sinnlichen Tonempfindungen aber hängen von Schwingungen ab, die sich in unsren Nerven fortpflanzen. Diese inneren Schwingungen sind also die (psychophysischen) Repräsentanten der Tonempfindungen. Die Empfindungen der Melodie und Harmonie knüpfen sich aber an dieselben Verhältnisse zwischen den inneren Schwingungen, welche zwischen den äusseren, von denen sie abhängen, bestehen und finden in diesen Verhältnissen ihre psychophysische Repräsentation oder ihren Träger, da sie an deren Bestand geknüpft sind und sich mit dessen Änderung gesetzlich ändern. Ändert sich die Periodicität der Töne, so mit ihr unsre harmonische oder melodische Empfindung.

Wie kommt es nun aber, dass dieselbe Melodie den einen Hörer warm macht, den andern völlig kalt lässt? Ist das nicht etwas völlig Geistiges, was zu den sinnlichen Schwingungen

hinzukommt und sich psychophysisch nicht repräsentieren lässt? Darauf ist zu erwideren, dass die physischen Wirkungsbezüge bei dem einen schwächer sein werden als beim andern, dass die Musik bei dem andern in ein andres psychophysisches Total- system eingreift, darin andre Momente und Zusammenhänge antrifft, mit denen sie in Beziehung tritt und die sie associationsweise anregt und mitzieht.¹⁾

Daran schliessen sich die Empfindungen von räumlichen Verhältnissen, von Formen und Farben, Symmetrie, Farben- harmonie u. s. w.

Ausserdem erlöschen die materiellen oder physischen Pro- cesse der sinnlichen Empfindung in uns nicht spurlos, da über- haupt kein physischer Process ohne Fortwirkung erlischt. So pflanzen sich auch Fortwirkungen der physischen Processe, an welchen die Empfindungen hängen, von den Centren der Em- pfindungsnerven weiter im Gehirn fort und geben damit den Boden für die Anknüpfung geistiger Fortwirkungen.

Ein einfacher Fall psychophysischer Beobachtung ist z. B. der (Wundt, Physiol. Psych. S. 301): Der Zuwachs des Reizes, welcher eine eben merkliche Änderung der Empfindung her- vorbringt, steht zu der Reizgrösse, zu welcher er hinzukommt, immer in demselben Verhältnis; zu einem Gewicht von der Grösse 1 muss man $\frac{1}{3}$ zulegen, zu 2 muss man $\frac{2}{3}$, zu 3 da- gegen 1 zulegen, damit der Druckunterschied eben merklich werde.

Der Unterschied je zweier Reize wird als gleich gross empfunden, wenn das Verhältnis derselben unverändert bleibt (Wundt ib. p. 302). Die Empfindung ist abhängig von der Reizstärke (ib. p. 282 f.), aber der Nervenprocess hat eine Maximal-Grenze und nimmt wahrscheinlich bei der Annäherung

1) Wundt l. c. p. 290 Anm. 1 bemerkt, dass unter allen Sinnen wahr- scheinlich das Gehör derjenige sei, der sogar bei normaler Beschaffenheit des Organs die grössten individuellen Unterschiede der Empfindlichkeit darbietet.

an diese Maximal-Grenze langsamer zu (ib. p. 311); ein Reiz, der auf einen ermüdeten Nerven wirkt, hat denselben Erfolg, wie ein schwächerer Reiz, der einen unermüdeten Nerven trifft (ib. p. 396).

Die Helligkeit, in der ein Netzhautindruck empfunden wird, hängt nicht bloss von seiner eigenen Lichtstärke, sondern auch von der Lichtstärke seiner Umgebung ab, indem unsere Empfindung um so mehr in einem bestimmten Sinne ausgeprägt ist, je mehr sie in der Umgebung durch die Beschaffenheit des dort stattfindenden Eindrucks nach entgegengesetzter Richtung bestimmt wird; ein weisses Objekt auf schwarzem Grunde sieht also heller aus als das nämliche Objekt auf grauem Grunde (ib. 407 u. 417). Jeder Eindruck wird dann am entschiedensten in der ihm eigenen Farbe und Helligkeit empfunden, wenn er ebensowol durch successiven wie durch simultanen Kontrast gehoben ist. Neben der unmittelbaren Wirkung der einander induzierenden (ib. p. 414) Eindrücke ist auch die nach früheren Eindrücken festgestellte Beschaffenheit der Empfindung von Einfluss auf den Kontrast. Die Qualitäten der Lichtempfindung werden ursprünglich nur in Relation zu einander bestimmt. Die Kontrasterscheinungen bezeugen die Tatsache (ib. 419), dass die Intensität und die Qualität der Lichtempfindung stets im Verhältnis zu denjenigen Eindrücken festgestellt werden, welche gleichzeitig auf andere Stellen derselben Netzhaut einwirken. Sie lehren, dass alle Lichteindrücke in Beziehung zu einander empfunden werden. Wir empfinden einen Reiz zunächst nach seinem Verhältnis zu andern Reizen, die gleichzeitig einwirken, dann aber auch nach seinem Verhältnis zu andern Reizen, welche früher eingewirkt haben.

Die absolute Helligkeit kann innerhalb sehr weiter Grenzen variiert werden, ohne dass sich die Deutlichkeit des Kontrastes irgendwie verändert. Der Unterschied der Empfindungen bleibt derselbe, so lange das Helligkeitsverhältnis der einwirkenden Lichtreize konstant erhalten wird. Der Helligkeitskontrast ist somit nur eine besondere Form des psychophysischen Gesetzes,

nach welchem der Unterschied zweier Empfindungen der Differenz ihrer Logarithmen proportional ist (ib. 420). Unsere Empfindung gibt kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äusseren Eindrücke. Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Die Empfindung ist also ein Vergleichungsschluss, als dessen Grundlage die Tatsache angesehen werden muss, dass wir in der Empfindung im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mass der äussern Eindrücke besitzen (ib. 421 u. 424).

Da sich das Gefühl stets zwischen Gegensätzen bewegt (ib. 456), so sind auch die sinnlichen Gefühle von der Zeitdauer der Empfindungen abhängig. Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben; ein einziges nie veränderliches Gefühl würde aufhören Gefühl zu sein. Somit ist es eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Bewusstseins, durch seine Empfindungen und überhaupt durch seine inneren Zustände in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die reinen Empfindungen d. h. also den ursprünglichen Inhalt des Bewusstseins scheidet Wundt (l. c. p. 273 f. 315. 341 f. 344. 354) zunächst nach Intensität und Qualität. Nach der Qualität zerfallen sie in

1. qualitativ einförmige und 2. qualitativ mannichfaltige.

Die qualitativ einförmigen sind solche, die nur eine bestimmte Qualität erkennen lassen, welche aber sehr verschiedene Intensität haben kann. Dahin gehören die Organempfindungen und Gemeingefühle, die Empfindungen der Haut mit Druck, Wärme, Kälte, die Muskelgefühle, sowol die Innervationsgefühle der Muskeln, als die Muskelgefühle im engen Sinne, welche von der Ernährung, Ermüdung, Verletzung von Muskeln herrühren.

Zu den qualitativ mannichfältigen zählen Gehör, Geruch, Geschmack, Gesicht. Jeder dieser Sinne enthält eine zusammenhängende Mannichfaltigkeit von Qualitäten von variabler Intensität. Die Qualitäten dieser Sinne sind ausserdem von einander und von den übrigen Arten des Empfindens am deutlichsten unterschieden. Für die Auffassung von Reizen bietet der Gefühlssinn die einfachsten Verhältnisse dar. Ihm zunächst steht der Gehörssinn; allerdings ist das Ohr in eminentem Grade das Organ für kleine Zeitunterschiede (Helmholtz, Tonempfindungen, dritte Aufl. p. 274) und überhaupt ein analysierender Sinn (Wundt p. 324). Es folgt Geruch, Geschmack und endlich das Gesicht.

Nach der mutmasslichen Art der Reizübertragung bringt Wundt die Sinne in zwei Klassen, die mechanischen und chemischen. Zu den erstenen gehört Gefühl und Gehör; bei ihnen wird Reizung erzeugt durch direkte Übertragung äusserer Bewegungsvorgänge auf die Nervenenden. Bei den zur zweiten Klasse gehörenden drei andern Sinnen löst der Reiz sogleich einen anderen Vorgang, wahrscheinlich eine chemische Molekularbewegung, aus. Mit den mechanischen Sinnen empfinden wir den Reizungsvorgang unmittelbarer als mit den chemischen Sinnen. Im zweiten Falle wird also durch die äussere Reizbewegung ein Nervenprocess angeregt, der nach Form und Verlauf von ihr verschieden ist, aber doch innerhalb weiter Grenzen sich mit der Variation des äussern Reizes verändert.

Sind nun auch die Empfindungen der disparaten Sinne verschieden, so bringen wir sie doch in eine gewisse Analogie. Manche Attribute lassen sich nie oder nicht mit unmittelbarer Berechtigung den Dingen beilegen; ein Dreieck kann weder süß noch jähzornig sein und wenn wir von Klangfarbe reden, so lässt sich nicht angeben, ob sie blau oder rot oder sonstwie aussieht. Farben nennen wir wiederum warm und kalt und gesättigt u. s. w. (Wundt, I. c. p. 452 f. 668. Steinthal, Abriss I p. 377).

Diese teils specielleren teils allgemeineren Tatsachen aus dem Gebiete seelischer Vorgänge scheinen hier in doppelter Weise zu berücksichtigen. Sie ergeben nämlich sowohl einige allgemeine Anschauungen über seelisches Leben, als auch scheinbar Analogien mit einigen sprachlichen Erscheinungen, deren Sammlung und Beschreibung oben unsere Aufgabe war.

Die allgemeine Anschauung wäre demnach die von der Relativität der Empfindung und damit der Erkenntnis. Damit zusammenhängend ist die Tatsache des Vergleichungsschlusses, die Abhängigkeit dessen, was wir sehen, von seiner Umgebung, die Wirksamkeit der früheren Erfahrungen, also der Gewohnheit und die Eigentümlichkeit des Bewusstseins in einer Weise bestimmt zu werden, die sich zwischen Gegensätzen bewegt.

Die Analogien mit sprachlichen Erscheinungen würden eine Anknüpfung des höheren Geistigen an die Ergebnisse der Sinnes-Psychophysik erwarten lassen.

Eine allgemeine Betrachtung des Stufengangs irdischer Entwicklung dürfte sich jener Erwartung nicht entgegen stellen. Freilich sehen wir, dass sich neben dem physikalischen Process der chemische erhebt, dass sich sodann ein neues Gebiet eröffnet in den vegetativen Vorgängen, dass sich dies steigert zu animalischen Erscheinungen, dass innerhalb dieser endlich der Mensch durch eine tiefe Kluft von der sonstigen zoologischen Welt getrennt ist, sodass man behauptet, der Fortgang der Entwicklung zeige auf seinen grossen Stufen immer etwas ganz Neues. Aber die Folgerung, dass sich ebenso das höhere Geistige ohne nachweisbare Vermittelung über die Psychophysik der Sinne erhebt, wie Chemismus über Mechanismus, wird entkräftet durch die Überlegung, dass in jener tellurischen Reihe die genannten Formen des Seins sich stetig erhalten, sodass im gesamten tellurischen Process Anfang und Ende zwar sehr verschieden sind, aber vielleicht nicht mehr, wie die in der Erde haftende Wurzelfaser von dem

Glanz und Duft einer Blume oder von der Farbe und dem Geschmack einer reifen Frucht.

Beginnen wir also mit dem, was am meisten Aussicht hat, sich in handgreiflicher Deutlichkeit zu zeigen, mit den Analogien.

Je rascher die Gefühle wechseln, um so mehr müssen sie durch ihren Kontrast sich heben. Damit scheint mir in Analogie zu stehen die reichliche und abwechselnde Prädicierung eines Gegenstandes. Wir nehmen das Beispiel von S. 99 (Daniel I 191):

tu Dei de corde verbum, tu via, tu veritas,
Jesse virga tu vocaris, te leonem legimus,
dextra patris, mons et agnus, angularis tu lapis,
sponsus idem vel columba, flamma, pastor, ianua.

Der Dichter hat ja nicht absichtlich nach jenem Kontrast gestrebt (wenigstens ist dies nicht wahrscheinlich), aber seine eigene Erregung, von Prädikat zu Prädikat fortgehend, bringt in uns dadurch, dass stetig die mit den Worten verbundenen Gefühle wechseln, eine lebhafte Kontrastwirkung hervor. Vom unsinnlichen Wort werden wir zum sinnlichen Weg gerissen, wir verlassen ihn, um in die Mystik der Wahrheit uns zu verlieren; allein sogleich steht das Reis aus dem Stamm Jesse vor unsren Augen, es macht einem Löwen Platz, er wird verdrängt von der Rechten des Vaters, es erhebt sich ein Berg, ein Lamm, ein Eckstein, ein (Himmels-) Bräutigam, eine Taube, eine Flamme, ein Hirte, bis endlich eine Thür jene Vorstellungen abschliesst.

Reizstärken, Tonhöhen und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach irgendeiner unveränderlich festgestellten Einheit, die mit dem Eindruck oder vor demselben gegeben wäre. Damit scheint mir die Disposition für die Auffassung von Worten in Analogie zu stehen. Ein Farbenton erscheint um so ge-

sättigter, in je grösserem Gegensatz er sich zu andern Farbeindrücken befindet. Die Helligkeit eines Eindrucks erscheint um so grösser, in je grösserem Gegensatz sie zur Helligkeit anderer Eindrücke steht; die relativ grösste Helligkeit erreicht darum die Empfindung dann, wenn sie im Verhältnis zum absoluten Dunkel bestimmt wird.

Stehen zwei Worte von (vergleichungsweise gesprochen) ähnlicher Reizstärke neben einander, so wird ihre Kontrastwirkung also gering sein. Da aber neben der unmittelbaren wechselseitigen Wirkung der Eindrücke auch die nach vorangegangenen Erfahrungen festgestellte Bedeutung derselben von wesentlichem Einfluss auf die Empfindung ist (Wundt I. c. p. 415), so wird ihre Kontrastwirkung noch geringer sein, wenn sie erfahrungsmässig auf uns nebeneinander zu wirken pflegten. Dahin scheinen mir die Sprachformeln zu rechnen, in welchen Synonyma oder scheinbare Synonyma nebeneinander stehen. Mit Sack und Pack hat kaum eine Kontrastwirkung. An Ort und Stelle, Grund und Boden, Zeit und Weile empfinden wir keinen Gegensatz. Anders wäre es, wenn wir sagten: Ort und Zeit, Boden und Bodenertrag, da kämen Ort und Boden zu ihrer gesonderten Geltung. (Vgl. Fechner, Vorschule II 232 f.) Mann und Maus sind anders verschieden als Sack und Pack, Zeit und Weile. Wie empfinden wir sie? Ich denke in Folge der steten Verbindung nicht mehr gegensätzlich, nicht mehr als Mann und als Maus, als grössten und als kleinsten Schiffspassagier; dies würde dem entsprechen, dass wir in der Empfindung im allgemeinen nur ein relatives, kein absolutes Mass der äusseren Eindrücke besitzen. Hier würden wir also analogisch meinen: sinnliche Vorstellungen haben kein absolutes logisches Mass, sondern es kommt auf die Umgebung an, in welcher sie sich befinden, und auf die Gewohnheit, nach welcher sie bei bestimmten Gelegenheiten zum Ausdruck gebracht werden.

Für die Beurteilung der Sinnesempfindungen sind homo-

gene Eindrücke zu Grunde gelegt; zwei Lichteindrücke, zwei Druckempfindungen sind zur Vergleichung unter sich benutzt, sodass die Maximalhöhe z. B. einer Lichtempfindung bestimmt wird im Verhältnis zum absoluten Dunkel. Beim Übergang in das sprachliche Gebiet kommen wir jetzt allerdings zu einem Fall, welcher nicht genau parallel ist dem bezeichneten sinnlichen Beispiel, insofern disparate Größen verglichen werden. Ihr Verhalten an dieser Stelle zu erwähnen bedarf daher einer Rechtfertigung, welche nur darin bestehen kann, dass diese disparaten Größen doch nach einer Seite hin als homogene oder gleichartige nachgewiesen werden. Hier die Beispiele. Schwert unddürsten, Sonne und weinen, Dolch und sehen, Steine und schreien sind disparat; aber insofern homogen, als sie, wie die einzelnen Farben zur Farbenreihe, so als Vorstellungen in die Sprachreihe gehören, deren Glieder durch die fast allgemeine Möglichkeit gegenseitiger Prädicierung verbunden sind.¹⁾ Zur Sprachreihe gehört z. B. die Vorstellung Gott, sehen, hier, weise.

Diese Glieder lassen sich zu Aussagen kombinieren, wie Gott (ist) hier, Gott (ist) weise, hier sieht Gott. So treten nun auch Schwert unddürsten, Sonne und weinen, Dolch und sehen, Steine und schreien in ein Prädikatsverhältnis. Wird uns nun das Schwert auf dem Hintergrunde des Scharfseins oder des Schlagens oder des Glänzens präsentiert, so finden wir nichts Besonderes dabei. Wird es aber mit dem Hintergrunde des Dürstens verglichen und umgekehrt das Dürsten mit dem Hintergrunde des Schwertes, so ist die Wirkung eine ganz andere. Daher packen uns die oben angeführten Wendungen: Blutdürstete das breite Schwert, die Sonne weint Blut, der Dolch sieht die von ihm gegrabene Wunde, die Steine werden schreien ganz anders. Schwert und schlagen sind also zu vergleichen dem weissen Objekt auf grauem Grunde, Schwert

1) Vgl. Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 57.

und dürsten dem weissen Objekt auf schwarzem Grunde. Im Gebiete des Dürstens sind wir nicht gewohnt das Schwert zu sehen, erscheint es plötzlich darin, so ist eine starke Kontrastwirkung die Folge.

Wer diese Anknüpfungen missbilligt, sei durch Anhäufung weiterer Beispiele aus unserem oben gesammelten Vorrat nicht beschwert, folge aber doch zur Prüfung einiger anderer Fälle. Ist die Empfindung als ein Vergleichungsschluss anzusehen (Wundt I. c. p. 424, oben p. 322), so drängt sich hier die Erinnerung an die sprachlichen Analogien auf. Allerdings findet dabei ein Unterschied gegen das sinnliche Gebiet statt. Bleibt der Unterschied der Empfindungen derselbe, so lange das Helligkeitsverhältnis der einwirkenden Lichtreize konstant erhalten wird, so gibt unsere Empfindung kein absolutes, sondern nur ein relatives Mass der äussern Eindrücke, indem wir einen Helligkeitsgrad nur empfinden mit Beziehung auf einen andern. Hier handelt es sich also um zwei Licht- oder Farbenreize. Das Glück hat eine Kugel, die Kugel ist rund, das Glück ist rund, ist ein Analogieschluss der Vorstellungen. Worin zeigt sich nun seine Verwandtschaft mit jenem sinnlichen Beziehungsschluss? Mit der Vorstellung Glück ist die der Kugel herkömmlich verbunden, an Kugel haftet die Vorstellung rund, also haftet sie auch am Glück. Vom Glück wird (die Helligkeit) Kugel ausgesagt, von Kugel (die Helligkeit) rund, so auch vom Glück (die Helligkeit) rund. Dem Beziehungs- (Prädikats-) Verhältnis von Glück zu Kugel, dem von Kugel zu rund ist gleich das von Glück zu rund.¹⁾ Wir

1) Drastischer drückt sich Wundt aus in den Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele I 1863 p. 198: Was wir das eine Mal dunkel nennen, ist ein andres Mal hell, was wir das eine Mal weiss nennen, kann ein andres Mal grün oder rot sein. Es kommt immer nur auf die Gesamtheit der Umstände, unter denen wir sehen, auf den Helligkeitsgrad oder Farbenton, mit denen wir eine andere Helligkeit oder eine andre Farbe vergleichen.

kommen zur Unterscheidung der Sinne, um ihre Stufenfolge mit einigen sprachlichen Erscheinungen und zwar mit den Hyperbeln zu vergleichen. Wir haben uns zunächst im allgemeinen zu fragen, wie sich die Hyperbeln auf die verschiedenen Sinne verteilen und welcher Unterschied zwischen Gesichts- und Gehörshyperbeln besteht. Gibt uns die Charakteristik der Sinne einen Fingerzeig für das höhere geistige Gebiet der Sprache?

Zu den qualitativ einförmigen Empfindungen gehören die Organempfindungen und Gemeingefühle, die Druck-, Wärme-, Kälteempfindungen, die Muskelgefühle. Die qualitativ mannichfältigen Empfindungen (Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack) dagegen unterscheiden ihre Qualitäten von einander und von den übrigen Arten des Empfindens am deutlichsten. Die qualitativ einförmigen Empfindungen werden es also wol nicht sein, welche in der sprachlichen Darstellung selbst gesteigert werden, um die Wirkung der Rede zu steigern. Mir scheint es daher bezeichnend, dass nur die beiden Extreme der Kälte und Wärme hyperbolisch benutzt werden, wenn etwa die um ihr Kind besorgte Mutter dessen Füsse eiskalt nennt oder wenn Jemand, der eine scharfe Medicin nehmen muss, erklärt, sie brenne wie Feuer.

Anders die qualitativ mannichfältigen Empfindungen. Doch sind auch sie nicht gleichmässig unter den Hyperbeln vertreten. Geruch und Geschmack stehen auf niederer Stufe, auf höherer Gesicht und Gehör. Die beiden ersten, wie bekannt, sind mehr nützlich als edel und reichen kaum in die höchste Sphäre menschlichen Empfindens. Besässen wir nur Geruch und Geschmack, nicht Gesicht und Gehör, so wäre die menschliche Stufe geistigen Lebens überhaupt nie ersteigbar gewesen. Güter des Gedankens werden uns hauptsächlich durch Gesicht und Gehör vermittelt, nicht durch Geschmack und Geruch und diese beiden sind es auch nicht, welche die Empfindungen und Handlungen der Menschen am heftigsten bewegen und am

nachhaltigsten beeinflussen. Gibt es überhaupt einen Geschmack (im niederen Sinne des Worts), welcher edel zu nennen ist? Ich wüsste höchstens den Becher Wein, welcher in den Gedichten den Sängern gereicht wird, oder die Orange¹⁾ anzuführen. Etwas höher steht der Geruch, der Duft einer Rose, dessen Genuss nicht einen Nützlichkeitserfolg hat, wie Essen und Trinken, dessen Genuss, wie wir uns einbilden, stumpferen Naturen — mit ästhetischem Stockschnupfen — nicht gegeben ist und der immer eine gewisse Anerkennung von der Schönheit eines Erzeugnisses der Welt enthält. Sollten wir uns nur in der Welt herumschnüffeln und herumschmecken, statt in ihr uns umzusehen und umzuhören, so wären wir nie geworden. Der Geschmack und der Geruch werden durch Reizung schnell erschöpft; nicht so das Auge, wenn wir eine Stunde durch eine Bildergallerie gehen, nicht so das Ohr, wenn wir zwei Stunden eine Oper anhören.

Die sprachlichen Tatsachen zeigen für Geruch und Geschmack, wie wir das zu erwarten haben, keinen grossen Vorrat hyperbolischer Wertbezeichnungen.

Jesus heisst Honig über alle Süsse (oben p. 89), Maria wird triefende Wabe genannt (oben p. 99), die Wolgerüche der Tugend der heiligen Agathe (oben p. 100) fragrant velut rosa duften wie die Rose.

Dagegen sind Gesicht und Gehör reichlich vertreten. Da wir den Wind selbst nicht sehen, sondern nur die von ihm getriebenen Dinge, so gehören die Redensarten vom Winde in das Gebiet des Gesichts. Soldaten kommen wie der Wind (oben p. 262), der Held läuft wie der Wind. Ein Feldherr (ib.) fliegt wie der Blitz heran. Maria ist heller als die Sonne (oben p. 109). Die Bosheit leuchtet heller als das Blau des Himmels (oben p. 88), das Fleisch ist weisser als alle Lilien

1) Vgl. Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 88.

(oben p. 264), der Wagen der Açvinen reicht bis an den Himmel, wie auch Indras Scheitel (ib.) u. s. w.

Die Bosheit tönt bis in den Himmel, das Blut schreit nach Rache zum Himmel (oben p. 88¹⁾), der Buckel kracht vor den Beschwerden der Arbeit (oben p. 263), der Himmel (p. 263) vor dem Schall der Kanonen; der Gloire-Darm schreit vor Hunger (p. 263), die Steine werden schreien (oben p. 33), die Balken werden ihnen antworten (oben p. 15) u. s. w.

In einer Riech- und Schmeckpoesie müsste es anders aussehen, als in einer Seh- und Hörpoesie, doch ist es nicht nötig, uns die von jener etwa zu erwartenden Genüsse, bei denen uns sauwohl werden könnte, näher auszumalen.

Im Gebiete der Gesichts-, besonders der Farbenempfindungen sind nun die Gefühlswerte der einzelnen Stufen verschieden. Stellt man sich mit Wundt die Farben als Ringe auf der Oberfläche einer Kugel vor, deren einen Pol das Weiss, den andern das Schwarz bildet, so kann man (l. c. p. 395, 440 f.) Schwarz als Vertreter des Ernstes und der Würde, Weiss als den der heitern lebensfreudigen Stimmung bezeichnen. Zwischen beiden schwebe Grau als Ausdruck einer zweifelhaften Gemütslage. Der Gefühlston des Grün halte die Mitte zwischen Gelb und Blau, es sei die Farbe der ruhig heitern Stimmung, die wir deshalb am ehesten als dauernde Umgebung ertragen. Rot dagegen (dessen Wellenlänge 6878, dessen Schwingungszahl 450 beträgt, Wundt p. 375 Anm.) ist die Farbe energischer Kraft, welcher bei grosser Lichtstärke mehr als irgendeiner andern ein aufregendes Gefühl innewohnt. Bei geringerer Lichtstärke dämpfe sich sein Gefühlston zu Ernst und Würde herab, ein Charakter, den es noch vollständiger im Purpur annehme, wo ihm etwas von den Farben der ruhigeren Stimmung, Violet oder Blau, beigemengt ist.

Dieser Charakteristik kann man freilich einige scheinbar

1) Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I p. 38 f.

widersprechende Tatsachen entgegenhalten. Schwarz ist nicht die allgemeine Trauerfarbe, sondern mitunter ist es Weiss. Auch möchte man Weiss nicht immer als Symbol heiterer, lebensfreudiger Stimmung anerkennen, wenn man erwägt, dass z. B. die Priester ein Leinengewand beim Gottesdienst tragen sollen, dass die Weisse der Lilie als Symbol höchster, überirdischer Reinheit gilt u. dgl. m. Jedesfalls aber bezeichnet in diesen Fällen Weiss einen Pol der Empfindung; die Chinesen legen zur Trauer Weiss an, wie jene Priester, um durch diese Farbe einen feierlichen Gegensatz gegen die Alltagsgewohnheit und die Richtung der Gedanken auf etwas Ernstes und Aussergewöhnliches anzudeuten. Einer Musterung, die Rochholz' Gelehrsamkeit l. c. I p. 130 f. angestellt hat, entnehmen wir, dass einheimische Gewohnheiten jenen ausländischen zur Seite treten. In Avers, Ferrera und andern Engadiner Ortschaften trauert man weiss, so auch in Pedrazzo in Tirol, im Aargauer Lande tragen Weissgekleidete den Sarg u. s. w.

Grau wird von Goethe gelegentlich nicht sowol als Ausdruck einer zweifelhaften, sondern einer traurigen Gemütslage gebraucht. So sind seine Herzenstränen grau (oben p. 126), grau ist alle Theorie, aber grün des Lebens goldener Baum. Trotzdem glaube ich, dass Wundts Abstufung im wesentlichen richtig ist, dass Weiss und Schwarz Pole der Empfindung bezeichnen, dass Rot eine sehr lebhafte Reizung des Gefühls hervorbringt, dass Grün als eine uns gemäss und darum meist erfreuliche Farbe empfunden wird.

Diese sinnlichen Tatsachen scheinen nun in der Sprache entsprechend fortgesetzt. Grant Allen (Der Farbensinn, deutsch von E. Krause, 1880) hat eine Vorliebe der Dichter für Rot ausgezählt. Aus unsern obigen Beispielen wäre demnach (p. 116 f.) zu erwähnen, dass das Blut oft noch besonders mit diesem Attribut versehen wird, offenbar weil damit eine Steigerung des Eindrucks erzielt werden soll.

Weiss ist uns ebenfalls als Steigerungsmittel begegnet,

besonders wenn wir sonnenhell oder heller als die Sonne dazu rechnen, Grün als Farbe der Hoffnung, der Freudigkeit und neu aufspriessender Kraft. Auch Schwarz begegnet gern als Abschreckungs-Attribut. Dagegen ist Braun Vertreter einer völlig neutralen Stimmung (Wundt I. c. p. 442) und so wüsste ich nicht, dass es in der Sprache einen andern Rang einnehme. Blau wird nun von den Malern die kalte Farbe genannt (im Gegensatz zu Gelb, der warmen); Wundt meint im Himmelblau (p. 442) habe die kalte Ruhe des gesättigten Dunkelblau einer ruhigen Heiterkeit Platz gemacht. Wenn aber Blau herabstimmt (p. 441), so kann die Folge davon nicht blos eine Erkältung der Empfindung, sondern auch Beruhigung sein, oder die Empfindung aus Erregung zu Träumerei einladen. Die Gewandungen der Madonna (bemerkt, glaube ich, Hegel in seiner Ästhetik) sind oft blau: sie wirken beruhigend, ohne zu erkälten und tauchen unsere Seele vielleicht einen Augenblick in das Geheimnis derselben Stimmung, welche sich in den Zügen der Madonna so oft ausspricht, insofern diese dem überirdischen Rätsel, das sich an ihr begeben hat, noch ohne klare Fassung nachsinnt, verloren in die überraschende Gegenwart und in den Ausblick auf eine ahnungsvolle Zukunft¹⁾. Bei den Romantikern spielt die blaue Blume eine erhebliche und symbolische Rolle; wie lieb dem herrlichsten ihrer Dichter, Eichendorff, Blau ist, sahen wir. Mögen also die Maler Blau die kalte Farbe nennen, im Vergleich zu Gelb, so berufen wir uns für den Einklang mit sprachlichen Erscheinungen dennoch auf die natürliche Empfindung, welcher Blau nicht gleichgültig ist, wie Braun, sondern vielfach als schätzbar und erwünscht gilt.

1) Blau als deutsche Leibfarbe s. Rochholz I. c. II p. 273 f. Goethe VI, 208 (zur Farbenlehre 799) nennt Blau „in seiner höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts“, es sei etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe in seinem Anblick; er betrachtet es also auch nicht schlechthin als „kalte Farbe“.

Der Gefühlston der einfachen Empfindung wird nun freilich durch Associationen beeinflusst¹⁾ (Grün erinnert an den Genuss eines Ganges durch Wald und Wiese, das Glockengeläute an die Kirche), aber dennoch ist die Association nicht (Wundt I. c. p. 450) das eigentlich begründende Element des Gefühls. Der Glockenklang wirkt nicht ernst und feierlich, weil wir dabei an die Kirche denken, sondern, weil er ursprünglich so wirkte, wurde er benutzt als Symbol der Kirche. Grün erfreut nicht ursprünglich deswegen, weil wir es beim Genuss eines Waldweges sahen, sondern weil unser Auge die grünen Lichtstrahlen am wenigsten ermüden. Die Flüsse fliessen nicht nach einer weisen Einrichtung der Natur an den Städten vorbei, sondern die Städte werden an den Flüssen erbaut. Goethe spricht (VI, 218 No. 915 f.) von allegorischem, symbolischem und mystischem Gebrauch der Farbe, welcher darauf beruht, dass eben die Farbe sich zu sinnlichen, sittlichen und ästhetischen Zwecken verwenden lässt. Purpur sei das rechte Symbol für Majestät, sein Anblick habe diese Wirkung von Natur, sogar bis zum Schreckhaften; das Purpurglas zeigt eine wolerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte, so müsste der Farbenton über Himmel und Erde am Tage des Gerichts ausgebreitet sein (No. 798). Allegorisch-konventionell dagegen sei die Zuteilung der grünen Farbe an die Hoffnung. Grün bringe also, denkt Goethe, nicht von Natur eine der Hoffnung analoge Stimmung in uns hervor. Dennoch werden wir die Wahl des Grün nicht für Zufall halten, da wir uns z. B. Schwarz als Farbe der Hoffnung nicht denken können. Vielmehr werden wir uns für den allegorischen Gebrauch von Grün an seine oben erwähnten Eigenschaften erinnern.

Als allgemeine Analogie höherer geistiger Erscheinungen

1) Fechner, Vorschule d. Ästhet. I 95. Über Farben ib. I 102 f. 212 f.

mit dem Gebiete sinnlicher Empfindungen ist nur die Relativität der Erkenntnis zu nennen, (oben p. 324). Stimmung und Interesse sind für Auffassung von Gedanken also das Analogon mit jenen Nebeneindrücken, welche gleichzeitig z. B. unser Auge treffen (vgl. über Interesse Steinthal Abriss I p. 230 f. Lotze, Metaphysik p. 524. 540). Da es sich hier um eine Anknüpfung an die Psychophysik handelt und fremdes Urteil darüber abzuwarten ist, so begnüge ich mich ein Beispiel dessen anzuführen, was ich mir denke. Dies ist die Behauptung Leckys (Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa 1868, II p. 76 und 231), dass eine grosse religiöse Umwandlung nicht unmittelbar durch Argumente, sondern durch eine Stimmung bewirkt wird und dass die spekulativen Meinungen, zu denen sich eine grosse Menge von Menschen bekennt, nicht wegen der Argumente angenommen werden, auf welchen sie beruhen, sondern wegen einer Prädisposition zu ihrer Aufnahme. Steinthal spitzt den Tatbestand, zu welchem der eben angeführte Fall ein einzelnes Beispiel ist, zu der Behauptung zu, dass alles Verständnis auf Sympathie beruhe, da aufhöre, wo diese schwindet (Abriss I § 515), während Kant (Anthropologie § 65) die „Seelengüte“ zum schöpferischen Mittelpunkt unsres Urteils macht. Sie sei die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen.

Auch die Verschiedenheit des Naturgefühls möchte hierher zu ziehen sein, wie sie uns gegensätzlich nicht blos zwischen hoch und niedrig entwickelten, sondern auch zwischen hochentwickelten Völkern verschiedener Zeiten entgegentritt. Vgl. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms u. s. w. II, 1864, S. 113 f.

Schliesslich gedenken wir noch einmal jener Hilfsvorstellung, des Princips des kleinsten Kraftmasses, um einen reinlichen Abschied von ihm zu nehmen. Wie es nicht an die Spitze der ganzen Ästhetik gestellt werden kann (Fechner,